

*Auszug aus dem
Jahrbuch der Akademie forum masonicum, Jahrgang XVII (2004)
© Verlag Die Bauhütte: Bonn 2005*

*Akademietagung in Leipzig
in Zusammenarbeit mit der Loge Minerva (Leipzig)
30. April – 1. Mai 2005*

WERTEFRUST - KULTURVERLUST

Tolerieren wir uns zu Tode?

Franz Biet

IST UNSERE KULTUR NOCH ZU RETTEN?

Zusammenfassung

Als Robinson Crusoe sich nach seinem Schiffbruch gerettet hatte, besann er sich auf die Tugenden eines guten Bürgers: Er versuchte Ordnung in das entstandene Chaos zu bringen. Dass er dabei erfolgreich war, verdankte er seinen handwerklichen und intellektuellen Fähigkeiten, all dem, was er einmal gelernt hatte. Wir haben dafür die Namen Bildung und Kultur. Heute ist unsere Gesellschaft in der gleichen Lage: Wir haben Schiffbruch erlitten und sollten ebenfalls Ordnung schaffen. Doch die Schwierigkeit beginnt bereits mit der Verwendung des Begriffes Kultur. Wir sprechen von Industriekultur, Streitkultur, Esskultur – das Wort „Kultur“ wird zerredet und verwässert. Der arg strapazierte Begriff wird zum modernen Musterbeispiel sprachlicher Bluffologie. Um zur Kultur als dem Inbegriff menschlicher Errungenschaften zu kommen, bedarf es eines Bildungskanons, einer wertenden Auswahl aus einem größeren Ganzen, zu dem Wissenschaften und Künste, Schulen und Theater, Museen und Bibliotheken, technische Erfindungen und Erkenntnisse der Naturwissenschaften gehören. Doch diese Kultur ist weitgehend zerfallen. Die alte Gesellschaft des bürgerlichen Zeitalters führt eine Randexistenz, richtungsweisend erscheint eine neue: die Erlebnisgesellschaft, deren Hauptaufgabe darin besteht, nach Sicherung der Daseinsvorsorge das individuelle Glück zu suchen. Diese Tendenz wird in der Neuorientierung des Schul- und Bildungssystems deutlich: Alle Fächer – etwa Sport und Sprachen – erhalten den gleichen Wert, jeder Schüler ist in seiner Wahl autonom, er selbst schätzt seine Fähigkeiten ein, bestimmt Leistungsfächer. Das einstmalige Ganze wird zur Ansammlung beliebiger, für sich isoliert stehender Bereiche. Weil der alte Bildungskanon überholt erscheint, wurde das Grundprinzip jeder Ordnung von Wissensbeständen aufgegeben. Was sind uns in dieser Situation Kultur und Bildung noch wert? Was macht heute noch Sinn? Es ist nicht mehr die Pflicht, nicht mehr die Ordnungsliebe, nicht mehr die Suche nach Gemeinschaft und nicht mehr die Verantwortung. An ihre Stelle ist die Erotik des Geldes getreten. Dem gegenüber gilt es wieder das Allgemeinwissen zu fördern. Nur wer über ein gediegenes Wissen von der Welt und ihren Menschen verfügt, kann über sein Fachgebiet mit Erfolg und zu eigenem

und fremdem Nutzen hinausdenken. Kultur schließt immer Bildung mit ein. Haben auch die Traditionen ihre Verbindlichkeit weitgehend verloren, so kommen wir nicht umhin, die unmittelbar erlebte Gegenwart auf eine sinnverleihende Vergangenheit und Zukunft zu beziehen. Nur wer allgemein, also natur- und geisteswissenschaftlich gebildet ist, kann seine eigene Zeit verstehen. Nur wenn wir umfassend gebildet sind, können wir an der europäischen Gemeinschaft teilhaben, die nicht nur unter ihren wirtschaftlichen Aspekten zu sehen ist. Sind wir es aber nicht, so können wir – wie Friedrich Dürrenmatt sagt – in dieser im Umsturz begriffenen Welt allesamt ein- und zusammenpacken

1. Der Begriff

Als Robinson Crusoe sich nach seinem legendären Schiffbruch an Land gerettet hatte, kramte er in seinen Erinnerungen und besann sich auf die Tugenden eines guten Bürgers: Er verschaffte sich einen Überblick über die Schäden an seinem Wrack, machte Inventur, bilanzierte seine Möglichkeiten, kurzum: Er analysierte seine Situation und versuchte Ordnung in das entstandene Chaos zu bringen. Dass er dabei erfolgreich war, verdankte er seinem handwerklichen Können, seinen intellektuellen Fähigkeiten, all dem, was er in der alten Welt einmal gelernt und zu einem unverlierbaren Besitz gemacht hatte. Wir haben dafür die Namen Bildung und Kultur.

Die Frage, ob auch wir heute, auf uns allein gestellt wie Robinson Crusoe, in der Lage wären, uns durchzuboxen und ein halbwegs zivilisiertes Leben zu führen, erübrigt sich fast. Tatsache ist: Was unsere Bildung betrifft, die unbestritten zur Kultur gehört, sind wir in der Lage Robinsons: Wir haben Schiffbruch erlitten und sollten, seinem Beispiel folgend, ebenfalls Inventur machen.

Das ganze Ausmaß der Misere zeigt sich schon in der Verwendung des Wortes Kultur. Der ständige Gebrauch des Begriffs macht die Sache nicht einfacher. Wir sprechen z.B. von Industriekultur und Streitkultur in der Politik. Friedhelm Merz hat die Debatte über den Begriff der „Leitkultur“ entfacht. Dagegen nimmt sich die Esskultur geradezu harmlos aus. Multikulturell zu sein, ist heutzutage eine Bürgertugend. Bedenklich stimmt dagegen, dass Seminare zur Hebung der Kultur im Umgang mit Tieren angeboten werden. Letztlich schwört meine Frau in ihren vier Wänden auf Hydrokultur. – Wen wundert es also noch, wenn unsre Kultur auf den Hund gekommen ist. Fazit: Das Wort

Kultur ist zerredet, missbraucht, geschunden, verwässert, seine Bedeutung grenzenlos und unreflektiert erweitert. Die Amerikaner Kroeber und Kluckhohn haben insgesamt 164 verschiedene Kulturbegriffe aufgelistet. Der arg strapazierte Begriff wird zum modernen Musterbeispiel sprachlicher Bluffologie.

Die moderne *Kulturwissenschaft* untersucht den Begriff deskriptiv und unterscheidet mindestens vier Bedeutungen:

1. Alles, was mit Artefakten zusammenhängt, fällt ins Ressort des Kulturbetriebs. Artefakte sind Produkte menschlicher geistiger, kreativer, künstlerischer Arbeit, die keinen praktischen Zweck verfolgen, eine Sache besonders begabter Menschen. Bei vielen Völkern werden sie zu ihren höchsten Leistungen gezählt.
2. Das Wort wird aber auch im Sinne von Lebensstil gebraucht. Dazu gehören Bildung, Geschmack, schöngeistige Interessen, z.B ein Konzertbesuch, ein gut sortierter Weinkeller. Gemeint ist jene Kultiviertheit, savoir vivre nennen es unsere französischen Nachbarn, Lebenskunst der gesittete Teil der Deutschen.
3. Völlig neutral betrachtet, bezeichnet Kultur alle Eigenarten und Besonderheiten eines Volkes, Sitten, Brauchtum, Religion, Manieren. Dafür haben die Amerikaner den Ausdruck way of life erfunden. Er beinhaltet den Bereich der praktischen Daseinsbewältigung, den Alltag eingeschlossen. Beispielhaft hierfür sind die Essgewohnheiten Jugendlicher, also die Vorliebe für Hamburger aus der Küche von MacDonald.
4. Die letzte Bedeutung ist schließlich ganz prosaisch. Das Wort, in Landwirtschaft, Geographie, Medizin verwendet, zielt auf das Resultat menschlicher Tätigkeit im anbauenden und pflegerischen Sinn. So sprechen wir von Monokultur, Kulturlandschaft und Bakterienkultur.

Im 1. Teil des Vortrags befassen wir uns mit dem Thema auf dem Weg der Theorie. Ich beginne mit der *Wortgeschichte*:

Der Begriff ist ein Lehnwort des lateinischen Substantivs cultura. Das dazugehörige Verb colere hat zwei Bedeutungen: 1. pflegen, bebauen 2. anbeten. Auf den ersten Blick gehen die Bedeutungen weit auseinander. Dennoch haben sie eine gemeinsame Wurzel: Ackerbau und Verehrung der Götter sind jene Tätigkeiten, die den Urmenschen vom Tier unterscheiden.

Metaphorische Wendungen wurden seit Ciceros Einschätzung der Philosophie als „cultura animi“ geläufig. Aus der stoischen Mahnung zur Beackerung des Geistes hörten die frühchristlichen und mittelal-

terlichen Schriftsteller den heidnischen Ton heraus. Sie gebrauchten „cultura“ entweder wieder im landwirtschaftlichen Sinn oder in der Bedeutung von „Verehrung“, „cultura Christianae religionis“. Von einer „ingenii cultura“, „Pflege des Geistes“ sprach man wieder in der Cicero-Renaissance der Humanisten. Erst der Naturrechtslehrer Pufendorf verstand es in der 2. H. des 17. Jh., das Wort „cultura“ losgelöst von Geist, Seele, Religion zu betrachten. In Anlehnung an Hobbes definierte er den Naturzustand als glücklosen Zustand außerhalb der Gesellschaft. Diesem setzte er den Status der „cultura“ entgegen. Als Gegenbegriff zur werklosen Natur erhielt der Kulturbegriff ein gesellschaftsstiftendes Sinnmoment.

Das deutsche Wort entwickelte sich erst viel später. Dabei bleibt der Zusammenhang mit der ursprünglichen Idee des lateinischen Wortes gewahrt. Kultur, das heißt die Veränderung der äußeren und inneren Natur, der leiblichen, seelischen und geistigen des Menschen durch Arbeit. Daraus ergibt sich für den deutschen Geist wie von selbst ein Wertgefälle: Während der Ackerbau die unterste Stufe darstellt, stellt die künstlerische Tätigkeit die höchste Form der Arbeit dar. Ihr folgt die Arbeit an sich selbst, die Kultivierung des menschlichen Innern. Ohne Wertung bleibt die dritte Bedeutung, die allgemein und grundsätzlich die Rolle des Menschen auf unserer Erde bedenkt: Hier meint Kultur nichts anderes als die Veränderung der menschlichen und außermenschlichen Natur durch Arbeit. Sie umfasst, die gesamte Menschheitsentwicklung.

Verschiedene Richtungen der Geisteswissenschaften haben sich dieser Probleme angenommen – in Deutschland vor allem die *Kulturphilosophie*. Sie befasst sich, ausgehend von den Vorsokratikern, mit der Reflexion über das, was nicht von Natur aus, sondern durch Satzung der Menschen besteht. Demnach hat Kultur seit der Aufklärung eine doppelte Bedeutung hat: Einerseits ist sie als Pflege von Kunst und Wissenschaft, andererseits als Veredelung der Lebenshaltung oder Versittlichung zu verstehen. Aus dieser Antinomie erwuchs später der Gegensatz von äußerem materiellem, bloß zivilisatorischem Fortschritt und innerer geistiger, d.h. kultureller Bildung bis hin zu Oswald Spengler.

Aus *anthropologischem* Blickwinkel beschreibt die Kulturphilosophie, wie der Mensch unter verschiedenen kulturellen Rahmenbedingungen

seine Fähigkeiten objektiviert und im Umgang mit der geistigen Überlieferung zu seinen eigenen Möglichkeiten findet. Hieraus leitet sich die Verpflichtung ab, das Kulturerbe zu bewahren, aber auch die tradierten Güter schöpferisch weiter zu bilden. Dies gilt bis hin zu Adorno und Marcuse.

Die *materiale* Kulturphilosophie richtet den Blick auf alles, „was es an menschlich Erschaffenem auf der Erde gibt“, also auf die „geschichtlich-gesellschaftliche Welt“ schlechthin. Sie umfasst also auch das, was wir Zivilisation nennen. Dabei gilt es zu bedenken, dass „Zivilisation“ nur im Deutschen ein Gegenbegriff zu Kultur geworden ist. Kant vertrat als erster diese Antithese: „Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft cultiviert. Wir sind civilisiert bis zum Überlästigen... Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört doch zur Cultur.“ Folgerichtig sieht J. G. Herder die „höhere Natur“ des Menschen in der Entfaltung seiner Humanität. Für Wilhelm v. Humboldt hat das Wort Kultur einen so hohen Wert, dass er die Werke des „homo faber“ nicht zur Kultur rechnet. Oswald Spengler schließlich verbindet mit „Zivilisation“ das unausweichliche Auflösungsstadium der Kultur.

Die deutsche Eigentümlichkeit wird von den englischen und französischen Denkern nicht geteilt. Im Englischen sind „culture“ und „civilisation“ synonym; das französische „culture“ bleibt an das lateinische „cultura“ angelehnt, wogegen „civilisation“ ein Ideal bezeichnet, das alle Lebensbereiche umfasst, auch die Taten des Herakles und Prometheus. Für die Deutschen lag die Trennung in der Natur der Sache: Kultur zielt auf die geistigen Fähigkeiten, Zivilisation auf deren technische Hilfsmittel; also: Zivilisation hat man, wenn man eine Badewanne besitzt, Kultur, wenn man sie benutzt.

Die Kulturphilosophie um die Wende des 19./20. Jahrhunderts verstand sich zugleich als *Kulturkritik*. Der erste Weltkrieg verstärkte das Interesse; Oswald Spenglers Lehre vom „Schicksal der Kultur“ im ersten Band seines Hauptwerks „Untergang des Abendlandes“, war vor Kriegsausbruch bereits abgeschlossen, erschien aber erst 1918. Eine Modeerscheinung wurde die Kulturphilosophie in den „goldenen zwanziger Jahren“. Zugleich zeigt sich ein allen Hochkulturen seit der Antike innewohnender Pessimismus. Kulturmüdigkeit und Verdrossenheit sind Gegenstände der Kulturkritik. In der Neuzeit wurde

Rousseau ihr markantester, aber nicht einziger Wortführer. Diese kulturphilosophischen Systeme gehen meist von Urzeit-Mythen, einem „goldenen Zeitalter“ aus. Auf den Höhepunkt der „Unnatur“ (Rousseau), der sozialökonomischen Entfremdung (Marx), der „repressiven Toleranz“ (Marcuse) soll der Umschlag in ein qualitatives Anderssein erfolgen, das als das eigentliche Menschsein verstanden wird. Die lebensphilosophisch orientierte Kulturphilosophie Bergsons und Ludwig Klages wendet sich gegen die Entseelung und Mechanisierung des Lebens. Verschärft wird dieser Protest im Namen der Religionen von Martin Buber und Albert Schweitzer. Gegen das „Unbehagen in der Kultur“ empfiehlt Freud schließlich die Aufhebung der Verdrängungen in seiner Neurosenlehre.

Die *Kulturgeschichte*, wie sie sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts herausbildet, zielt auf Abkehr von einer Historiographie, die sich bisher auf die Haupt- und Staatsaktionen, Kriege, Friedensschlüsse usw. beschränkte. Das Muster dazu lieferte Voltaire. Auf dem Weg zur materialistischen Geschichtsschreibung, wollte er keine spekulativen Entwürfe liefern, sondern Entwicklungslinie nachzeichnen. Die Gesellschaft und ihre produktive Tätigkeit waren ihm wichtiger als Schlachten und Kriege. In seinem psychologisch untermauerten, universalgeschichtlichen Denken spielen naturale, anthropologische, technisch – ökonomische und allgemein kulturelle Faktoren eine Rolle.

Im Unterschied zur normativen Kulturauffassung Kants entwickelt Herder einen *dynamischen* Kulturbegriff, in dem die Entwicklung aus ihren eigenen Prinzipien verstanden werden soll. Die Kultur ist nicht in der politischen, sondern in der Geschichte der Menschen gewachsen. Es handelt sich um eine Charakter- und Sittengeschichte, die den „Geist der Zeit“ zu entwickeln vermag. Kultur wird damit nicht Individuen, sondern Völkern bzw. der Menschheit insgesamt zugeordnet.

Die Kulturgeschichte des 19. Jh. verstand sich in erster Linie als Korrektur einer vorwiegend politischen Geschichtsschreibung. Nach Jakob Burckhardt ist es deren Aufgabe, die Geschichte der Denkweisen und Anschauungen eines Volkes darzustellen und nach den aufbauenden oder zerstörenden Kräften zu forschen, die sein Leben bestimmen.

Heute beherrscht international die *Kultursoziologie* das Feld. Sie befasst sich ethnologisch oder anthropologisch mit den kollektiven Gewohnheiten eines Volkes, untersucht also den way of life von Natio-

nalkulturen. Diese wertfreie Verwendung des Kulturbegriffs stellt den Chauvinismus in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frage, die eigene Kultur für die einzig richtige und wertvollste zu halten. Der in Krakau geborene amerikanische Ethnologe Malinowski hat 1915 in Kiriwana, der Hauptinsel des Trobriand-Archipels zwei Jahre lang intensive Feldforschungen betrieben. Nach seiner Theorie hat die Kultur die Aufgabe, nach Gründen für Entstehung, Erhaltung oder Veränderung von Normensystemen zu fragen, die im Handeln der Menschen befolgt werden. Demnach ließe sich heute der Kulturbegriff in knappster Form so definieren: *Kultur ist die Gesamtheit der Gewohnheiten eines Kollektivs.*

Die Kultursoziologie spricht nicht mehr vom Gegensatz Kultur und Zivilisation, sondern philosophisch von Kultur und Natur. Dabei geht auch sie von der antiken Definition aus, wonach der Begriff Natur alles, was materiell vorhanden ist, umfasst, die Kultur dagegen nur das von Menschen Geschaffene. Demnach wäre der Wasserfall ein Stück Natur, die Turbine ein Gegenstand der Kultur. Der Mensch spielt allerdings eine Doppelrolle: Einerseits ist er ein Naturwesen, andererseits Stifter und Träger von Kultur. Dabei gilt es zu beachten, dass wir Menschen nicht nur als Subjekt fungieren, sondern auch Opfer der Kultur sind. Wir bringen sie nicht nur hervor, sondern werden von dem Kulturzustand, in den wir hinein geboren sind, auch geformt.

Ein weiteres Thema der Kultursoziologie ist die *Kulturkritik*. Ausgangspunkt war die Frage: Was ist mehr, ist höher zu bewerten: Kultur oder Natur? Der Streit begann im aufgeklärten 18. Jahrhundert. Voltaire wollte seine Zeitgenossen durch *Vernunft* kultivieren, Rousseau empfahl ihnen, zur *Natur* zurückzukehren. Er hielt Versailles, den angeblich kultiviertesten Hof Europas, für desolat und lasterhaft und pries die eben entdeckten edlen Wilden der Südsee glücklich wegen ihrer Natürlichkeit. Die bis dahin *gültige Wertigkeit von Natur und Kultur* wurde dabei umgedreht. Der Preis war eine fundamentale Veränderung und Ausweitung des Naturbegriffs, der die Unschärfe beider Begriffe zur Folge hatte.

Der Antagonismus blieb weiter bestehen. Entweder gelten Mozart und Picasso als Genies aufgrund ihrer natürlichen genetischen Veranlagung oder sie verdanken ihr Künstlertum dem sozialen und künstlerischen Umfeld. Wenn beides, absolut gesetzt, falsch ist, muss ein dritter

Weg der richtige sein: Zwischen Natur und Kultur besteht eine Interaktion: *Die materialhafte Natur bedarf der kulturellen Formung*. Die begriffliche Unschärfe ist damit zunächst aufgehoben.

Wie läßt sich der kultursoziologische Begriff definieren?

Zeigt ein Kunsthistoriker seinen Schülern Kirchen einer bestimmten Epoche, so wird er auf die Unterschiede oder Ähnlichkeiten verweisen, z. B. auf den romanischen oder gotischen Baustil. Ebenso ist es mit Religionen, Sitten und Gebräuchen. Sie werden von den Mitgliedern einer Gruppe gemeinsam gepflegt. Ob ich dabei von Gewohnheit, Normierung oder Klischee rede, ist einerlei. Wichtig ist die Eigenschaft des kollektiven gleichen Verhaltens, welche, wenn sie die Ebene des Individuellen überwindet, zu einem kulturellen Merkmal wird.

Dazu müssen die einzelnen Mitglieder untereinander in Kontakt treten. Kommunikation ist die Voraussetzung für Konvention, kollektives Gleichverhalten und Standardisierung bestimmter Vorstellungen.

Im 2. Teil des Vortrags möchte ich die Kulturdebatte nicht theoretisch weiterführen, sondern von der praktischen und wertenden Seite angehen. Dabei untersuchen wir nur einen Aspekt: den eingangs formulierten Begriff Kultur als Kulturbetrieb und *Bildung*. Wir bewegen uns dabei vorwiegend auf dem Gebiet der Kulturgeschichte.

2. Die praktische Analyse der kulturellen Verhältnisse

Schlägt man in einem beliebigen deutsch-englischen oder deutsch-französischen Lexikon unter dem Stichwort Bildung nach, – stößt man erstaunlicherweise auf den Begriff Kultur. Der Befund ist eindeutig: Während die Nachbarsprachen nur die umfassende Kategorie Kultur kennen, stehen den Deutschen zwei Begriffe zur Verfügung. Sie unterscheiden sich dadurch, dass Bildung als die Form gilt, in der wir Kultur betreiben. Anders ausgedrückt: Um zur Kultur, dem Inbegriff menschlicher Errungenschaften, zu gelangen, bedarf es eines Bildungskanons, einer wertenden Auswahl aus einem größeren Ganzen. Dieser umfasst die Wissenschaften und Künste, die Lehrpläne der Schulen, die Repertoires der Theater, die Bestände der Museen und Bibliotheken

sowie die technischen Erfindungen und Erkenntnisse der Naturwissenschaften.

In der Geistesgeschichte Europas hat sich dieser Kanon bis ins 19. Jahrhundert von Land zu Land kaum unterschieden. Seit der Völkerwanderungszeit standen Stämme und Völker untereinander in geistigem Austausch. Alle hatten stets am jeweiligen Stand der Entdeckungen und Erfindungen teil, die einen früher, die anderen später. Die europäische Kultur und der auf ihr beruhende Bildungskanon waren eine geschlossene Einheit, ein homogenes Ganzes.

Es ist weder arrogant noch kühn, von einem Zerfall der europäischen Kultur zu reden. Dies ist freilich nur möglich, wenn man sich über die kulturelle Entwicklung und die Geschichte des Bildungskanons Rechenschaft ablegt. Ein Spiegelbild hierfür sind unsere Schulen.

a) Kultur und Schule, ein geschichtlicher Überblick

Der Kulturraum Europa entstand im frühen Mittelalter, im 6-8. Jahrhundert. Er trat das Erbe der letzten römischen Kaiser an und übernahm sowohl deren profane Kultur als auch die christliche Religion, die durch Konstantin 325 das Privileg staatlicher Anerkennung erhalten hatte. Diese Mischung aus griechisch-römischen und jüdisch-christlichen Elementen gelangte ins frühe Mittelalter, um von dort aus die Reise in spätere Epochen anzutreten. Vermittler des Wissens wurden in der Regierungszeit Karls d. Gr. die Schulen der Klöster und Bischofsitze. Der Bildungskanon bestand neben der Bibel und den Bibelkommentaren aus den Werken der klassischen römischen Autoren und den Lehrbüchern der sogenannten „artes liberales“, der sieben „Freien Künste“. Erst seit dem Humanismus gesellten sich auch griechische Schriftsteller und Dichter hinzu. Der christliche Glaube und die auf der profanen Überlieferung beruhende humanistische Bildung blieben sich kontinuierlich gleich.

Damit war die Kirche seit Karl dem Großen das wichtigste Bollwerk und der Garant der kulturellen Tradition. Freilich war der weltliche Teil des mittelalterlichen Lehrplans dem christlichen untergeordnet. Der Anspruch der Religion war absolut. Für die Beschäftigung mit heidnischen Wissenschaften gab es nach Karl d. Gr. nur einen wirklich triftigen Grund: das bessere Verständnis der Hl. Schrift.

Dieses Fundament, gegründet auf Kloster- und Domschulen bis zur Reformation, war deshalb so tragfähig, weil man sich überall der Sprache bediente, die sich aus den Trümmern des weströmischen Reiches hinübergerettet hatte, des Lateinischen. Für Karl war es das Mittel, die fränkische Vielvölkermonarchie zusammenzuhalten, für die Kirche die sprachliche Basis des Glaubens. Sein Bildungsprogramm überlebte indessen das politische Werk.

Eine wichtige Neuerung stellte die Gründung der Universitäten im hohen Mittelalter dar. Sie war eine Folge der Expansion des scholastischen Wissens in den Disziplinen Theologie, Jurisprudenz und Medizin, denen die Kloster- und Domschulen nicht mehr gewachsen waren. Folgerichtig bildete sich ein *zwei-gestuftes System* von Lehreinrichtungen heraus: Die Dom- und Klosterschulen vermittelten als Voraussetzung für ein höheres Studium *Allgemeinwissen*. An den Universitäten wurde das *Fachwissen* gelehrt, Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Sprachliche Grundlage blieb das Lateinische.

Erst den Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts gelang es, den mittlerweile steril gewordenen Wissenschaftsbetrieb zu reformieren, und dies mit einem Trick: Sie griffen auf die Quellen der Antike zurück und verkauften das Alte als etwas ganz Neues, vor allem in den Bereichen Sprache, Literatur, Medizin und Mathematik. Sekundiert von der „Renaissance“, der Wiedergeburt der schönen Künste, war dieser Rückgriff auf die Antike so erfolgreich, dass er auch als Periodisierung der europäischen Geschichte verwendet wurde: das Altertum als Zeitalter geistiger Hochkonjunktur, das Mittelalter, deren Niedergang und die Neuzeit als Wiedergeburt einstiger Größe.

Eine tiefgreifende institutionelle Änderung des Schulbetriebs brachte erst die Reformation. Mit der Gründung der Landeskirchen und der Aufhebung katholischer Klöster verwandelten sich die Dom- und Klosterschulen teils in städtische, teils in landesherrliche Lehranstalten. Die protestantische Ablehnung des Mönchtums entzog den kirchlichen Einrichtungen mit einem Schlag die personale Grundlage. Luther rief auch hier den weltlichen Arm zu Hilfe, und ein erster irreversibler Schritt zur Umgestaltung des Schulwesens war getan.

Auch der Lehrplan änderte sich: Die Lektüre der biblischen Schriften wurde eingeschränkt. Gefordert waren nach wie vor gediegene Kenntnisse der lateinischen Grammatik und Rhetorik. Als Muster

diente Cicero. Hinzu kam das Griechische, verbunden mit der Lektüre des Homer und Demosthenes. Die Gewichte hatten sich innerhalb eines Jahrhunderts verschoben: Zwar blieb Latein die sprachliche Basis, doch der Kanon der humanistischen Studien gewann erheblich an Bedeutung.

Letzter Höhepunkt im europäischen Bildungswesen ist der sogenannte Neuhumanismus im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Er konzentrierte sich auf Weimar und Preußen und brachte die uns heute noch bekannte Form des Gymnasiums hervor.

Das neuhumanistische Gymnasium entstand im Horizont der Aufklärung. Die christliche Religion verlor ihren Anspruch, die maßgebliche Mitte des gesamten öffentlichen Lebens zu sein. An ihre Stelle trat die von der Vernunft geleitete autonome Persönlichkeit. Die Säkularisierung brachte es mit sich, dass große Teile der europäischen Kulturtradition sich vom Christentum lösten: Philosophie, Literatur und die bildende Künste. Was man bislang religiös deutete, wurde nun physikalisch oder mathematisch interpretiert; was zuvor im Namen der Bibel gefordert wurde, erhielt jetzt ein allgemeines ethisches Fundament. Das christliche Weltbild wurde durch ein philosophisches und naturwissenschaftliches ersetzt. Die aktive Beherrschung der lateinischen Sprache war keine Voraussetzung mehr zum Universitätsstudium.

Was im späten 18. Jahrhundert besonders prägend wirkte, war die klassische deutsche Bildungsidee, die in Weimar ihr Zuhause hatte und sich als Protest gegen den Utilitarismus des Vernunftzeitalters verstand. Sie lehnte jegliches Spezialistentum ab und forderte statt dessen die harmonische Entfaltung aller Anlagen und Kräfte der Persönlichkeit. Goethe und Schiller, die Propagandisten der Idee, beriefen sich dabei auf den Kunsthistoriker Johann Joachim Winckelmann und das klassische Griechenland als Inbegriff höchster Humanität.

Dass die Idee tatsächlich in die Praxis umgesetzt wurde, verdankt sie den Reformen des preußischen Staatsmannes Wilhelm von Humboldt Anfang des 19. Jahrhunderts. Er verwirklichte in kurzer Zeit ein *dreigestuftes Bildungswesen*, bestehend aus Elementarschule, Gymnasium und Universität. Insbesondere dem Gymnasium gab er sein unverwechselbares Aussehen. Es sollte zur Hochschulreife führen und sich auf allgemeinbildende Fächer, alte Sprachen, Mathematik und Ge-

schichte beschränken. Die Schule war nun endgültig Sache des Staates geworden.

Etwas völlig Neues setzte sich damit im frühen 19. Jahrhundert durch: ein ästhetisch-moralisches Bildungsideal. Das aufklärerisch-utopische Versprechen Winckelmanns, Goethes und Schillers, durch ästhetische Bildung frei und glücklich zu werden, blieb im Gedächtnis und galt jetzt der Emanzipation der mittleren Stände in einem zu gründenden Nationalstaat. Das Bildungsbürgertum Deutschlands träumte den alten Traum von Freiheit durch Kultur, Kunst und Bildung. Friedrich Schlegel präziserte: „Gott werden, Mensch sein, sich bilden sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten“.

Bildung besitzt also auch eine politische Funktion im preußischen Staat. Die Künste, bei Schiller noch Voraussetzung glücklicher privater Existenz, erhalten im deutschen Idealismus eine neue Aufgabe. In Hegels „Rechtsphilosophie“ ist die „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ der Staat. Natürlich gilt Preußen als Endprodukt menschlicher Bildung. Allerdings wird Bildung auf Ausbildung zu Gehorsam, Liebe zum Staatsdienst, Hingabe an die Nation reduziert. Weder Frankreichs noch Amerikas Revolutionäre waren der Ansicht, dass politische Freiheit ein Produkt ästhetischer Erziehung sei. Ihr Blick war pragmatischer. Gleichheit vor dem Gesetz, Recht auf Privateigentum, Meinungsfreiheit waren dort die Tugenden einer freien Gesellschaft. Erst die verspätete Industrialisierung Deutschlands und die positivistische Fortschrittsstimmung haben den klassischen Bildungsbegriff ihres idealistischen Inhalts entleert.

Diese humanistische Bildung, die im 19. Jahrhundert alle studierfähigen Europäer zusammenschloss, ist im Laufe des 20. Jahrhunderts untergegangen. Die Destruktion nahm in jedem Land einen ähnlichen Verlauf. Die Industrialisierung veränderte Europa tiefgreifender als alle Kulturleistungen der vorangegangenen drei Jahrtausende, vorangetrieben durch jene Kraft, die stärker wirkt als alle politischen Ideologien zusammen: Ich meine den Utilitarismus, das Nützlichkeitsdenken und Gewinnstreben. Wie sollte ein Odysseus oder Aeneas erfolgreich gegen die Zechen und Hochöfen ankämpfen? Welche Chancen konnte ein philosophisches Gespräch am Stadtrand von Athen haben angesichts der Fabriken und Betriebe, die überall aus dem Boden gestampft wur-

den? Erstes Opfer des kulturellen Wandels war die Verdrängung der alten Sprachen.

Spätestens nach der Reichsgründung 1871 endete in Deutschland der historische Antagonismus zwischen klassischer und moderner, industriell und naturwissenschaftlich geprägter Bildung. Die erfolgreich nachgeholte Industrialisierung hatte das Land von Grund auf verwandelt. Nicht Bildung, sondern Erziehung hieß die pädagogische Parole. Kaiser Wilhelm II. untersagte die weitere „Produktion junger Römer und Griechen an den Gymnasien“. Der Deutschunterricht wurde die pädagogische Konstante. Deutschland, so der Kaiser, habe neue Aufgaben: „Wir müssen nationalökonomische und finanzielle Kenntnisse uns aneignen, denn es gilt, Deutschland seine Stellung in der Welt, besonders auf dem Weltmarkte zu wahren.“ Die Geisteswissenschaftler zogen sich jedoch nicht kampflos zurück. Sie hinterließen den Deutschen den Inbegriff ihrer akademischen Existenz, einen hochexplosiven Bildungsbegriff.

Tatsache ist heute, dass der Rest des Gymnasiums Spiegel einer hochtechnisierten Welt ist. Die Wirtschaft entscheidet, wieviel Schule sie braucht, die Politik sekundiert sie. Die humanistische Bildung, einst gemeinsamer Besitz ganz Europas, ist zur Liebhaberei weniger Individuen verkümmert, die in die Rolle von Spezialisten gedrängt werden. Aber droht nicht mit der humanistischen Bildung mehr als die humanistische Bildung unterzugehen?

Den Anstoß zum deutschen Bildungspessimismus gab der Altphilologe Georg Picht 1963 mit seiner Prophezeiung einer drohenden „Bildungskatastrophe“.

Der nun folgende Aspekt ist eine kultursoziologische Analyse

b) Kultur und Gesellschaft heute

Meine These wird wohl kaum überraschen: Das Gymnasium alter Prägung geht deshalb unter, weil die bürgerliche Epoche ihrem Ende entgegengeht. Mit ihr verschwindet nicht nur das überkommene Bildungsideal, auch das Bewußtsein für Tradition, die alten Werte und vieles mehr geht verloren. Dabei ist folgendes zu bedenken:

Die Gesellschaft, in der wir heute leben, ist eine Übergangsgesellschaft. Diejenige des bürgerlichen Zeitalters führt mehr und mehr eine

Randexistenz. Hierarchisch geordnet, sah sie ihren Lebensinhalt darin, die materielle Existenz zu sichern. Die Beschaffung des Lebensnotwendigen ließ den meisten Menschen wenig Zeit für Spiel und Liebhabereien, für die genießende Teilhabe an den Errungenschaften der Bildung und Kultur. Hierin unterscheidet sich die heutige, in Großgruppen unterteilte Gesellschaft Europas sehr deutlich. Nicht mehr der Mangel, sondern der Wohlstand, die Freiheit, die Lebenszeit mit beliebigen Inhalten anzufüllen, ist für die Mehrzahl ihrer Mitglieder die Triebfeder der Daseinsgestaltung. Wenn uns also Sinnkrisen bedrohen, so haben sie ihren Ursprung kaum mehr in materiellen Existenznöten, sondern in geistigen Defiziten.

Diesem augenblicklichen Zustand der westeuropäischen Bevölkerung geben die Soziologen global und unpräzise den Namen „Erlebnisgesellschaft“. Sie wird definiert als Verfassung heutiger Europäer, deren Hauptaufgabe darin besteht, nach Sicherung der Daseinsvorsorge das Leben auf höchst angenehme Weise zu gestalten, das Glück im individuellen Hedonismus zu suchen.

Diese Gesellschaft ist nun aber keineswegs homogen; sie besteht aus drei voneinander abgehobenen Gruppen, die sich kaum mehr durch ihren sozialen Status, sondern vor allem durch die jeweils bevorzugte Erlebnissphäre unterscheiden: 1. aus den Vertretern der meist älteren Generation, die ihre Aufgabe in der Bewahrung des bürgerlichen Kulturerbes sehen, 2. aus all denen, die über eine gediegene Halbbildung verfügen und sich mit leichter kultureller Kost begnügen und 3. schließlich aus den überwiegend jugendlichen Anhängern einer auf Spannung, Action, und Abwechslung zielenden Gestaltung des Alltags.

Charakteristisch für die erste Gruppe – sie besteht aus Ärzten, Juristen, Professoren, Lehrern – ist es, dass sie all das aufgenommen hat, was an bürgerlicher Bildung im 20. Jahrhundert für sie noch übriggeblieben ist: das alte Gymnasium, die Universität, Museen, Theater, Konzert. Die Formen der Rezeption sind kontemplative Versenkung, meist aber dezent genussvolle und mäßige Hingabe an das Schöne, Wahre und Gute als Inbegriff einer versinkenden Kultur. Die Sprache ist distinguiert, die Kleidung zurückhaltend elegant. Man besucht mit Vorliebe gediegene Restaurants, liest die „Zeit“, die „Frankfurter Allgemeine“ oder den „Spiegel“ und versteht sich summa summarum als Gralhüter von Tradition und höherer Bildung.

Die zweite, weitaus jüngere Gruppe macht aus ihrer Genusshaltung keinen Hehl. Zu ihrem Lebensstil gehört der Besuch von Kino, Festival und „Konzert“, wobei die Nivellierung des Wortes nicht übersehen werden darf; die Begriffsverwendung hat sich auf Rock und Pop erweitert und ist im wahrsten Sinne volkstümlich geworden; Beifallskundgebungen in Form von Pfeifen, Schreien u. ä. sind an die Stelle von Händeklatschen getreten. Es darf auch während der Darbietung geredet oder gelacht werden – ein deutlicher Hinweis darauf, dass Konzentration und geistige Anstrengung bei derartigen kulturellen Erlebnissen weniger gefragt sind. Gesucht ist ein „Wir-Gefühl“, das Geborgenheit und Sicherheit unter Gleichgesinnten verspricht, also all das, was den Deutschen unter dem Terminus „Gemütlichkeit“ allzu bekannt ist. Als Lebensphilosophie gilt: Vermeide jede intellektuelle Erschwernis, suche die Harmonie in der Gestalt des schönen Scheins. Bemerkenswert ist auch, dass die Schranken nach oben, also gegenüber dem akademisch gebildeten Bürgertum gefallen sind, verfügt man doch auch über ein gewisses Maß an Bildung durch den Abschluss der Realschule oder des Gymnasiums. Vermutlich liegen hier die Ansätze einer künftigen kulturellen Entwicklung.

Die dritte Gruppe wird vornehmlich durch die Jugend repräsentiert, gleichviel ob es sich um Hauptschüler, Realschüler oder Gymnasiasten handelt. Finanziell unterstützt von Eltern und Großeltern, heißt das Lebenselixier Action, Spannung, Genuss und Spaß – in der unbewußten Angst vielleicht, dass das süße Leben bald ein Ende hat. In bisher nicht gekanntem Maß wird das Geld zur Voraussetzung dessen, was Jugendliche unter Bildung und Kultur verstehen. Deren Ausdrucksformen sind Computerkenntnis, Spiele als Einführung in die Welt der Technik, Shopping, extremer Konsum lauter Musik und exzessive Partys. Ort des Geschehens ist nicht das Elternhaus, sondern Disco, Schule und die Stadt. Als ein „Muss“ gelten Statussymbole, wie Markenkleidung und Zigaretten. Hochgelobt ist ein grenzenloser Fortschrittsglaube, der auch die beiden oben genannten Gruppierungen erfasst hat. Dies betrifft nicht nur die Technik in ihrer schimmernden Vielfalt, auch der geistige Bereich ist inbegriffen: Wer Bücher liest, wendet sich nur der Moderne zu, Klassiker sind tabuisiert, weil zu alt und überholt. Fragen wir: Wozu das Ganze? – so lautet die Antwort:

Es dient der Kommunikation. Wer diesem Gruppenzwang nicht folgt, wird aus der Gemeinschaft ausgeschlossen.

Summa summarum: Die sozialen und vor allem die wirtschaftlichen Verhältnisse der genannten Gruppen nähern sich einander an. Die kulturelle Situation dagegen ist unterschiedlich. Entscheidend für die Zukunft der Kultur ist aber, dass diese neue Bildung Konjunktur bei Politikern, Wirtschaftsbossen und Wissensfunktionären hat. Ein Blick in die Programme der Bundestags-Parteien genügt: Kultur ist kein Thema, um das es sich zu kämpfen lohnt. Die alte Bildung ist ein Reservat der ewig Gestrigen. Bedenklich allerdings stimmt die Rat- und Orientierungslosigkeit in beiden Lagern.

Aus welchen tiefer liegenden Gründen geht die alte Kultur ihrem Ende entgegen?

Die nun folgende Bewertung der Sache versteht sich als Kritik an unserer Kultur

c) Das Ende des alten Bildungskanons in den Schulen

Die Gesellschaft des bürgerlichen Zeitalters räumte dem Einzelnen Aufstiegschancen ein, wobei neben dem Vermögen und der Herkunft der Bildungsgrad ein wichtiges Kriterium des Ranges war. Dies galt, solange das Bürgertum sich sozial vom Industrieproletariat abhob. Die im 20. Jahrhundert einsetzende Nivellierung führte zu wechselseitiger Angleichung und zu einem relativ einheitlichen Standard, so dass nicht mehr die schichtenspezifischen Vorgaben, sondern die individuelle Entscheidung über das berufliche Wohl und Wehe bestimmend wurde. Der sich verbreitende Wohlstand und die in allen Lebensbereichen verfügbare Technik wurde von der Mehrheit der Bevölkerung bereitwillig angenommen. Sie bestimmen nicht nur das Konsumverhalten des Alltags, Nahrung, Kleidung und Freizeitverhalten, sondern auch unsere kulturellen Bedürfnisse. Ohne kritischen Unterton kann auch hier von einer Kultur der Masse gesprochen werden, die den Zugang zum bürgerlichen Bildungskanon mehrheitlich ablehnt. Dies geschah im 20. Jahrhundert dadurch, dass das Gymnasium alter Prägung zu Grabe getragen wurde. Die Abschaffung erfolgte in Stufen, so dass es zum schulpolitischen Dauerbrenner wurde. Betroffen davon waren

nicht nur die alten Sprachen Griechisch und Latein, sondern auch das Fach Deutsch.

Entscheidend war das Kriterium der Neuorientierung. Es hieß: Vielfalt statt Einheit und erhielt seine unverwechselbare Gestalt auf dem Gymnasium im Kurssystem der Oberstufe. Dies bedeutet, dass alle Fächer gleichen Wert erhalten, also Sport und Sprachen gleichrangig erscheinen. Jeder Schüler ist autonom bei seiner Wahl; er selbst schätzt seine Fähigkeit ein, prüft Kombinationsmöglichkeiten aus dem Angebot der Schule und erhebt bestimmte Fächer in den Rang von Leistungsfächern oder Grundfächern. Die Demokratie, wichtigste Errungenschaft des souveränen Volkes bei politischen Entscheidungen seit der französischen Revolution, hat in den Schulen Einzug gehalten und ist zu einem Instrument in der Hand von Jugendlichen geworden.

Vor allem hat der Niedergang des Deutschunterrichts bisher unüberschaubare Folgen. Was Reich-Ranicki sich unverzichtbar im Lektüreplan der Oberstufe wünscht – vom Nibelungenlied bis Robert Gernhardt – gehört ins Reich literarischer Utopien. Ein saarländischer Verlag druckt jetzt Literatur auf Klopapier. Abwickeln statt umblättern, literarisches Klosett statt literarischem Quartett!

Schlimmer als die Literaturlosigkeit ist der Verfall der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit unserer Schüler. Mit dem gänzlichen Verzicht auf die alten Sprachen fehlen nicht nur elementare Grammatikkenntnisse im Deutschen, auch das begriffliche Instrumentarium zum Erlernen fremder Sprachen ist abhanden gekommen. Die Schüler sind zwar in der Lage, mit unseren europäischen Nachbarn mündlich Kontakte aufzunehmen, aber nicht schriftlich niveauvoll zu kommunizieren. Schließlich und endlich: Die Lehrpläne der Oberstufe enthalten jede Menge Wissenschaft, die früher auf die Universität gehörte. Doch jeder lernt nur, was er lernen kann. Verstehen und Auswendiglernen sind zwei Paar Stiefel. Das Niveau hat sich gehoben, aber wie Karl Kraus sagt: Es steht keiner mehr drauf. Die wahre Wissenschaft an unseren Schulen ist die Bluffologie.

Man muss sich klar darüber werden, dass mit dem Verzicht auf den alten Bildungskanon auch das Bewußtsein für Tradition und Geschichte schwindet und damit auch die Fundamente der gemeinsamen europäischen Kultur ins Wanken geraten. Wer sich früher mit antiker Literatur befaßte, konzentrierte sich nicht nur auf die Sprache, er lernte

anschaulich, am erzählten Beispiel, die Grundprobleme politischen Handelns und der Machtausübung kennen, also all das, was den Schülern mehr oder weniger abstrakt im Politik- und Geschichtsunterricht heute vermittelt wird. – Ganz zu schweigen von der Vielzahl von Begriffen, Formeln, Zitaten vom trojanischen Pferd bis zum gordischen Knoten, die noch in Lexika und Handbüchern zu finden sind, jedoch heute kaum noch verstanden werden. So gesehen war das alte Gymnasium die intellektuelle und rhetorische Schule der Nation, ohne die Politiker wie Strauss und Wehner nicht denkbar gewesen wären. Nach Hubert Markl, dem ich unterstelle, auch über ein derartiges Außenseiterwissen zu verfügen, sind wir aber nicht gebildet, sondern bloß eingebildet.

Ich fasse zusammen:

Die Schule war und ist das wichtigste Fundament unserer Bildung. Noch gibt es den Namen Gymnasium; aber er ist sinnentleert, seitdem es sich für Schüler aller andern Schulformen geöffnet hat und die Demokratie der Fächer an die Stelle einer hierarchischen Ordnung getreten ist. Dass Intelligenz eine Gabe, ein Geschenk ist, das sich fördern und formen, aber nicht nivellieren läßt, wird nicht mehr ernst genommen. Gleichheit, eine der politischen Parolen der Französischen Revolution, wird mit Chancengleichheit für begabte und weniger begabte Schüler verwechselt. Weil der alte Bildungskanon verengt und überholt erscheint, wurde das Grundprinzip jeder Ordnung von Wissensbeständen aufgegeben: Gemeint ist die Unterscheidung von Wesentlichem und Austauschbarem, von Zentralem und Randständigem, von Pflicht und Kür. So folgt die neue Einheitsschule dem wirtschaftlichen Prinzip des freien Marktes, auf dem der Tauschhandel regiert. Schüler feilschen mit Lehrern um Prozentpunkte, Zensuren werden ausgehandelt. Es ist wie bei der Inflation des Geldes: Ein jeder hat die Taschen voller Tausender, aber er kann sich dafür nichts mehr kaufen. Damit brechen auch die Normen zusammen. Wer noch von Hause aus gewohnt ist, normativ zu denken, kann sich mit einer solchen Schule nicht identifizieren; er wird sie verachten. Und diese Verachtung ergreift auch die Lehrer. – Auch in der Geschichte der Schule gilt die Wiederkehr des Ewig-Gleichen. „Der Lehrer“, so berichtet Plato im alten Athen, „fürchtet seine Schüler und schmeichelt ihnen. Die Schüler aber haben keinen Respekt vor ihren Lehrern. Die Alten las-

sen sich zu den Jungen herab und treiben lauter Scherze und Späße mit ihnen und gebärden sich wie Jünglinge, um ja nicht den Anschein zu erwecken, sie seien griesgrämig oder herrisch.“

Betrachten wir die Sache in größeren Zusammenhängen, ergibt sich folgendes Bild: Einst waren es wenige, die sich den Kanon der Allgemeinbildung zu eigen gemacht haben, jetzt sind es viele, die sich mehr oder weniger oberflächlich auf einen Teil davon einlassen. Die Seite der Bildung, die auf die barocken Fürstenhöfe zurückgeht und mit Repräsentation und Unterhaltung gepaart ist, hat im Zeitalter der Erlebnisgesellschaft einen enormen Aufschwung genommen. Jedoch herrscht jetzt das Prinzip der Demokratie oder genauer der Beliebigkeit. Dies beweist auch das Kulturradio vieler deutscher Sender: Für die Freunde klassischer Musik erklingt nach einem Satz aus einer Haydn-Sinfonie ein Tango aus Südamerika. Alle Beiträge sind kombinierbar, austauschbar, auf den Genuss und die Genussfähigkeit der Rezipienten abgestimmt.

Die folgende Betrachtung „Kultur und Werte“ verbindet ansatzweise Kulturphilosophie mit Kulturkritik.

d) Kultur und Werte

Wir müssen uns daher fragen: Was ist uns die alte Kultur noch wert, was bedeuten uns Bildung und Kultur? Damit ist die Frage nach den Werten gestellt.

Wir sind ins nachmetaphysische Zeitalter eingetreten. Erst heute erreicht uns, wovon Nietzsche vor 100 Jahren gesprochen hat, der Nihilismus, die Entwertung der obersten metaphysischen und moralischen Werte. Die christlichen Religionen haben ihren Anspruch eingebüßt, die Kirchen ihre Macht verloren, die Bibel, noch bis hin zu Brecht eine literarische Basis, gerät in Vergessenheit.

Das Christentum ist nicht nur Opfer aufklärerischer Säkularisation in einem zu laifizierenden Staat, sondern auch klassisches Beispiel für unseren kulturellen Verfall. In der „Saarbrücker Zeitung“ war am 24. 11. 2002 zu lesen: „Die Universität Koblenz-Landau will ihre Theologiestudenten bibelfest machen. Wegen mangelnder Kenntnisse über die christliche Religion seien Pflichtscheine in Bibelkunde eingeführt worden, sagte ... der akademische Direktor vom Institut für Evangeli-

sche Theologie, Thomas Schneider. Das Vorwissen vieler Lehramtsstudenten im ersten Semester sei erschreckend. Bei Studienbeginn fehlten zudem bei vielen Studenten fundamentale kirchengeschichtliche Kenntnisse.“ Dass hier die Schule als Bildungsbasis versagt, liegt auf der Hand. Die Verfasser der Lehrpläne gehen – populistisch wie die Politiker – davon aus, dass die „Bibel zu den unbeliebtesten Inhalten des Religionsunterrichts gehört.“ An ihre Stelle treten folgerichtig beliebtere Themen im Unterricht: Sexualität oder Drogenkonsum z.B. Der Verfall tradierter Werte läßt sich von der Sinnfrage nicht trennen. Was macht heute noch Sinn?

1. Es ist nicht die *Pflicht*. Sie suggeriert Gehorsam und Autorität, was dem Wunsch nach Individualität und dem Autonomiestreben unserer Zeit zu widersprechen scheint. „Ich bin Ich“, lautet die goldne Regel. – Was ist dem entgegenzuhalten? Der Wert ist nicht mit der Wertung zu verwechseln. Handelt eine Person, so muss sie – unabhängig von ihren Launen – das moralische Ergebnis im Auge behalten, d.h. wir haben uns der Autorität der Moral unterzuordnen. Diese Einsicht zu vermitteln, ist eigentlich erzieherische Aufgabe der Eltern. Die Schwierigkeit besteht allerdings darin, den Kindern etwas zu erklären, woran sie selbst nicht mehr recht glauben. Goethe bringt es auf den Punkt: Erziehung, das ist das Einfachste auf der Welt – mit erzogenen Eltern.
2. Es sind nicht *Ordnungsliebe und Disziplin*. Sie laufen der Selbstverwirklichung zuwider. Sich selbst entfalten heißt nicht mehr, die Anlagen der Persönlichkeit mit Strenge und Kontrolle zu entwickeln, sondern die Fülle des Lebens unbeschwert zu genießen. Die nur allzu berechtigte Angst vor dem Morgen und Übermorgen lässt viele hedonistisch den Augenblick ergreifen.
3. Es ist nicht die Suche nach der *Gemeinschaft*. Was den Staat betrifft, so verweist man gerne auf die sog. Politikverdrossenheit. Sie ist eine Folge demokratischer Aufklärung, deren Beginn man in Deutschland in die 68-iger Jahre verlegt. Damals ging es darum, die Autorität von Persönlichkeiten in Frage zu stellen, die leere Begriffe repräsentierten – plakativ mit der ironischen Aufschrift: „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren“. Aus den Thesen kritischer Studenten zog auch die ältere Generation – ob zu Recht oder zu Unrecht – ihre emanzipatorischen Konsequenzen. Dieser Wertewandel Ende der sechziger Jahre führte zu einer drohenden Destabilisierung der politischen Grundeinstellung. Bereits 1973 zeigten sich nur noch 44 Prozent der Befragten zufrieden mit dem Funktionieren der Demokratie.

Was schließlich die kleinste Einheit der Gesellschaft betrifft, so kann von einem bürgerlichen Begriff der Familie nicht mehr ernsthaft die Rede sein. Laut Umfrage halten 67 Prozent der Bundesbürger die Ehe als Institution für überholt. Richtet man den Blick auf Ganztagschule und Nachmittagsunterricht, so muss man konstatieren: Die Erziehung der Kinder in der Familie geht mehr und mehr in staatliche Hände über. Dabei gilt es zu beachten, dass wir uns nicht an den sozialistischen Utopien, z. B. eines Platon, orientieren, sondern unter kapitalistischen Bedingungen handeln: Inzwischen arbeiten mehr als die Hälfte aller Frauen und moderne Großeltern pochen auf ihr Recht, eigene Interessen zu realisieren und sich selbst zu verwirklichen.

Was macht heute noch Sinn?

4. Es ist letztlich auch nicht die *Verantwortung*. Sie setzt voraus, dass jede unserer Handlungen Folgen hat für andere und sie nur dann erlaubt ist, wenn sie gut ist. Gut sind wir am liebsten zu uns selber.

Wer glaubt, dieser Wertewandel gehöre nicht zum geschichtlichen Prozess, der schlage in der 18-bändigen Kulturgeschichte von Will Durant nach. Dort heißt es: „Im aufgeklärten Athen der Antike, also vor 2400 Jahren, befreite sich der einzelne mehr und mehr von überkommenen moralischen Normen, der Sohn von der elterlichen Autorität, der Mann von der Ehe, die Frau von der Mutterschaft, die Bürger von der politischen Verantwortung.“

Die vier genannten Werte: Pflicht, Disziplin, Gemeinschaftssinn und Verantwortung bilden jedenfalls eine soziale Demarkationslinie, unterhalb derer eine Diskussion über weitere Werte sinnlos erscheint.

Fragt man nach den Gründen dieses Bewußtseinswandels, so macht es wenig Sinn, für diese Entwertung die Generation der 68-iger zur Rechenschaft zu ziehen. Die Entlarvung verstaubter Werte, wie z.B. der falschen Anpassung, ist ihr vielmehr verdienstvoll anzurechnen. Aber diese Revolution war ein lokaler Aufstand, gemessen an der letzten industriellen Revolution, die uns die neuen Medien bescherte.

Auch das Konzept der Globalisierung, ein Begriff der seit 1989 eine Allerweltsvokabel wurde, stellt keine Lösung dar. Die 13. Shell-Jugendstudie präzisiert die Werte, auf die es heute in allen Industrieländern ankommt: Flexibilität, interdisziplinäres Denken, Kreativität, Schnelligkeit, Problemlösungskompetenz, Innovationsgeschwindigkeit, Mobilitäts- und Risikobereitschaft und Spontaneität. Bildung soll befähigen zu: Kommunikations- und Kooperationsbereitschaft, Selbst-

ständigkeit, Entscheidungsfähigkeit, Verantwortungsbereitschaft, vorausschauendes Planen, Informationsaneignung und Gestaltungskompetenz. Jeder Praktiker aber weiß genau, dass es sich hier um Worthülsen handelt, und wer es nicht glauben will, lese es in der Pisa-Studie nach. Um Sie mit der Realität zu konfrontieren: In der saarländischen „Abschlussprüfung zum Erwerb des mittleren Bildungsabschlusses 2002“ wurde im Fach Deutsch folgendes Thema gestellt: „Heute erfreuen sich Piercing und Tätowierung, Sonnenbank und Fitness-Studio zunehmender Beliebtheit bei Jugendlichen. Dieser Trend zum „Körperkult“ wird von vielen Erwachsenen kritisiert. Ist ihre Kritik berechtigt?“ Fatal an der Sache ist weniger das Thema als vielmehr die Tatsache, dass den Schülern die Argumente auf einer dreiviertel DN 4-Seite gleich mitgeliefert wurden.

Was die Bildungsinhalte vergangener Epochen wie auch der Gegenwart angeht, so sind wir so narzisstisch mit uns selbst beschäftigt, dass wir alles Erworbene im Computer ablegen wollen, wo es jederzeit verfügbar gemacht werden kann. Auf diese Weise – so die weitverbreitete Meinung – werden Speicherkapazitäten frei für andere wichtige Dinge. Es stimmt wohl, dass wir im Laufe der Entwicklung von Speichermedien unser Gehirn von allerlei Stoff entlasten konnten, durch den Buchdruck etwa. Aber es ist völlig unrealistisch, dass wir in Zukunft nur noch wissen müssen, wo wir was abgelegt haben. Verfügbarkeit ist nicht mit der Beherrschung einer Sache gleichzusetzen. Ein Gespräch in einer Fremdsprache bricht zusammen, wenn uns der Wortschatz fehlt. Und es nützt mir gar nichts, dass ich weiß, wo ich unter Umständen nachschlagen könnte, um die Unterhaltung fortzusetzen. Dass wir Bildungsgegenstände aus dem Internet entnehmen können, bedeutet nicht, dass wir geistig kreativ sind. Erst danach beginnt die eigentliche Arbeit. Ablegen und bei Bedarf zugreifen kann sich also nur auf fachliches Detailwissen beziehen.

Triebfeder dieser neuen Industriellen Revolution ist eine Kraft, die stärker ist als alle politischen Ideologien zusammen. Ich meine die sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden Gedanken des Pragmatismus und Utilitarismus. Sie haben inzwischen alle Lebensbereiche erfasst.

Der Pragmatismus, eine vorwiegend in Amerika entstandene Lebensphilosophie, sieht im Menschen primär ein handelndes Wesen, das Wert und Wahrheit einer Idee an ihrem praktischen Erfolg misst. –

Der Utilitarismus beurteilt das Gute im Hinblick auf Nutzen und Nützlichkeit. Er fragt: Wann ist eine Handlung wertvoll? Die Antwort lautet: wenn sie der Wohlfahrt des einzelnen oder der Gesamtheit dient. Problematisch ist dabei, was die meisten Europäer unter Wohlfahrt verstehen.

Ein Gegenbeispiel: Wozu lesen wir die alten Dichter? Literatur macht komplexe Zusammenhänge zwischen sozialen Prozessen und Lebensläufen von Einzelpersonen klar. In ihren Geschichten verkörpern sich typische Schicksale, die durch die dazugehörigen Figuren eine konkrete Physiognomie bekommen: Hamlet, Don Juan, Faust, Ödipus, Anna Karenina. Sie geben – wie lebende Personen auch – Kompaktinformationen. Worin besteht der Gewinn des Lesers? Es ist die Distanz, die er zu sich selbst gewinnt. Vielleicht sieht sich eine Tochter, die ihren Vater gerade ins Altersheim abschieben will, mit anderen Augen, wenn sie Shakespeares „König Lear“ im Theater gesehen hat.

Das sich anschließende Kapitel versucht – und darin sieht die Philosophie eine ihrer wichtigsten Aufgaben – an die Wurzeln der Problematik zu gehen.

e) Kultur und Allgemeinbildung

Dietrich Schwanitz spricht von Bildungswissen und umschreibt den Begriff kurz und bündig mit den Worten „alles, was man wissen muss“, aufgelistet unter den Gesichtspunkten „Wissen“ und „Können“. Er beginnt mit der Beherrschung der Muttersprache, es folgen Literatur, Kunst und Geschichte. Ausgespart sind die Naturwissenschaften, die für ihn traditionell nicht Teil der Bildung sind. Unerwähnt bleiben wirtschaftliches Basiswissen und Computerkenntnisse, die heute zum Bildungsstandard gehören.

Doch wozu brauchen wir Allgemeinbildung? Sie trägt ihren Wert nicht nur in sich selbst. „Ich vergesse das meiste, was ich gelesen habe“, sagt der Physiker und Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg, „ich weiß aber so viel, beides trägt nichtsdestoweniger zur Erhaltung meines Geistes und meines Leibes bei“.

Natürlich hat Allgemeinbildung keinen unmittelbaren Nutzen und keinen pragmatischen Sinn. Der Gewinn stellt sich nicht sofort ein und

ist an klingender Münze kaum zu messen. Jedoch steht sie speziellem, berufsbezogenem Fachwissen auch nicht hinderlich im Wege. Im Gegenteil! Nur wer über ein gediegenes Allgemeinwissen, d. h. ein Wissen über den Menschen und seine Welt verfügt, kann über sein Spezialgebiet mit größerem Erfolg und zu eigenem und fremdem Nutzen hinausdenken. Die Geschichte lehrt uns, dass der Gegensatz zwischen Bildung und Nutzen eigentlich ein Scheingegensatz ist. Humanistische Bildung und wissenschaftlich-technische Weltgeltung verliefen noch bis ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts synchron – ich denke an die „Goldenen Zwanziger Jahre“ in Berlin. Warum ist dieser Prozeß plötzlich abgebrochen?

Offensichtlich sind die Geisteswissenschaften in eine ernste Legitimationskrise geraten. Als Hauptursache werden die imponierenden technisch und industriell nutzbaren Fortschritte der Naturwissenschaften genannt. Ihnen gegenüber erscheinen die Wissenschaften vom Menschen und seiner geistigen Kultur etwas ameisenhaft Betriebsames und zugleich Sinnloses zu sein – wenngleich niemals zuvor so viel Forschungsliteratur produziert worden ist wie heute. Mit unwiderlegbarer Stringenz läßt sich die Notwendigkeit der Geisteswissenschaften jedoch nicht beweisen.

Unter den Versuchen, ihnen aus der Legitimationsnot herauszuhelfen, hat derjenige des Philosophen Otto Marquard Berühmtheit erlangt. Er stellt die These auf, es sei Aufgabe der Geisteswissenschaften, den durch die Naturwissenschaften verursachten Modernisierungsprozess – einen Prozess, in dessen Verlauf unsere Welt immer undurchschaubarer werde – zu kompensieren und so für die Menschen etwa in Zeiten wirtschaftlicher Rezession erträglicher zu machen. Es geht um das Problem: Kann uns Kunst dafür entschädigen, dass wir das Leben, so wie es nun einmal ist – grausam und ungerecht – ertragen?

Charles Percy Snows Rede von den zwei Kulturen, der humanistischen und naturwissenschaftlichen, hat Hubert Markl, bis 2002 Chef der Max-Planck-Gesellschaft, ins Reich der Legenden verwiesen. Für ihn existiert dieser Gegensatz nicht. Es gibt lediglich zwei konträre „Bildungskulturen“, die rational aufgeklärte und die nicht von der Aufklärung geprägte. Noch deutlicher gesagt: Es gibt nur Bildung und Verbildung. Die angeblich bedeutsame Frage eines Vorrangs geistes- oder naturwissenschaftlicher Bildung, um die sich Dietrich Schwanitz

(„Bildung: Alles, was man wissen muss“) und Ernst Peter Fischer („Die andere Bildung“) streiten, ist nach Markl tatsächlich eher der Ausweis eines Mangels an Bildung.

Was versteht er aber nun unter Bildung? Es ist keinesfalls der „sorgfältig eingeübte Rückgriff auf einen kanonischen Vorrat von Geistesgütern, sondern „der durch Erziehung unterstützte Entwicklungsprozess ..., der junge Menschen zu urteilsfähigen, selbstverantwortlichen und zugleich zur Verantwortung für ihre Mitmenschen und die gemeinsamen Lebensbedingungen fähigen und bereiten Mitgliedern einer sozialen Gesellschaft“ macht. Noch allgemeiner ausgedrückt: „Gebildet wäre dann, wer zugleich tugendhaft und lebensstüchtig ist, auch wenn er dies nicht in literarischem Stil auszudrücken vermag.“

Einen Ausweg aus der Sackgasse der Geisteswissenschaften glauben die *Kulturwissenschaften* aufzeigen zu können. Der Begriff ist seit dem späten 19. Jahrhundert bekannt, ihre Aktualität in der Bundesrepublik erklärt sich durch die Orientierung an der internationalen Entwicklung der „humanities“. Nach Hartmut Böhme sind die „Geisteswissenschaften ... der ‚Ort‘, an dem sich moderne Gesellschaften ein Wissen von sich selbst in Wissenschaftsform verschaffen.“ Dabei ist es ihre Aufgabe, die Optik auf das kulturelle Ganze zu richten, „auf Kultur als Inbegriff aller menschlichen Arbeits- und Lebensformen ... die Naturwissenschaften und sie selbst eingeschlossen.“ Somit ist sowohl der Zweikulturentheorie Snows als auch Marquards Kompensierung von Modernisierungsschäden eine Absage erteilt. An ihre Stelle tritt der Begriff „Orientierung“. Die „moderne“ Konzeption richtet sich auf das Ganze der Kultur, einschließlich Ökonomie, Technik und Naturwissenschaft. Wesentlicher Orientierungspunkt ist die seit Humboldt bekannte Verklammerung von „Bildung und Wissenschaft“. Die auf diese Art zu Kulturwissenschaften umgewandelten Geisteswissenschaften gewinnen „Schlüsselqualifikationen“, die aus der Hochspezialisierung hinausführen sollen.

Die Praxis sieht anders aus. Die Kommission zur „Strukturreform der Hamburger Hochschulen“ hat 2003 einen Vorschlag zur Verbesserung der akademischen Ausbildung gemacht. Er sieht die Halbierung des geisteswissenschaftlichen Fächerangebots vor – zum Vorteil der Naturwissenschaften und der Ingenieurstudiengänge. Folglich sollen

mehr Steuergelder fließen für Nanotechnologie, Wirtschafts-, Rechts-, und Biowissenschaften – sehr zur Freude von Industrie und Wirtschaft.

Der dritte, letzte und kurze Teil des Vortrags kehrt wieder zur Theorie zurück. Es ist ein philosophiegeschichtlicher Ausblick.

3. Kultureller Hoffnungsschimmer?

Nach der Analyse der kulturellen Praxis nun ein theoretischer Ausblick. Die auf den Sinn des Ganzen gerichtete *Geschichtsphilosophie* beschreibt den linearen Verlauf der Ereignisse. *Kulturzyklisches Denken* dagegen stellt den Versuch dar, die Geschichte der Staaten, Völker, Nationen, der Menschheit morphologisch zu gliedern und wiederkehrende Abläufe, Entstehen, Wachsen, Vergehen, Neuentstehung von Kulturen herauszustellen. Vorbilder sind meist organische Abläufe, Kindheit, Reife, Alter zum Beispiel. Die Wurzeln zyklischen Denkens reichen bis in die Antike. Den bedeutendsten Anstoß in der Neuzeit gab der Philosoph Vico. In seiner „*Scienza nuova*“ (1725) versucht er eine ideale Geschichte der Völker darzustellen mit Aufstieg, Fortschritt, Zustand, Verfall und Ende.

Auch bei Goethe finden sich zyklische Vorstellungen vom Lauf der Menschheit: Sie hat „ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen. Auf diesem Wege wiederholen sich alle wahren Ansichten und alle Irrtümer.“

Nietzsche schließlich betrachtet den ewigen Kreislauf als naturnotwendig. So lehrt Zarathustra: „Alles geht, alles kommt zurück; ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des Seins.“

Die populärste Theorie stammt aus der Feder Oswald Spenglers. Er bringt seine Kulturauffassung auf die bündige Formel: „Kulturen sind Organismen, Weltgeschichte ist ihre Gesamtbiographie“. Gegliedert sind sie in Lebensalter. Ihre ideale Dauer beträgt ein Jahrtausend. „Ist das Ziel erreicht und die Idee, die ganze Fülle innerer Möglichkeit vollendet und nach außen hin verwirklicht, so erstarrt die Kultur

plötzlich, sie stirbt ab“ und wird zur Zivilisation. Spengler geht den Weg der Wertung konsequent zu Ende. Repräsentiert Kultur das Organische, so bedeutet Zivilisation ein Absterben des Organismus. Damit sinkt die Kultur auf den Stand des Anorganischen. Das Bild, das Spengler vor Augen hat, ist die moderne Großstadt. Angesichts dieses Verfalls resigniert er. Die Rolle des Skeptikers ist „die letzte philosophische Haltung, die diesem Zeitalter noch möglich ist.“ – Was wäre dem entgegenzuhalten? Vielleicht der berühmte Satz Hölderlins:

„Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“